

Leseprobe aus:

Lena Gorelik

Null bis unendlich



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Lena Gorelik

Null
bis
unendlich

Roman

Rowohlt · Berlin

1. Auflage September 2015
Copyright © 2015 by
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Innentypografie Daniel Sauthoff
Satz aus der FF Scala PostScript
(InDesign) bei Pinkuin Satz und
Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 87134 806 8

Für
Charlotte

Living comes
natural to many
Love comes
natural to few

John Fullbright,
«High road»

Ein Dialog, später

«Sanela, ich habe mich entschieden ...»

«Ja?»

«Ich habe mich entschieden, dich nicht zu lieben.»

«Du hast dich entschieden? Ist Liebe etwas, das man entscheidet?»

Eine Frage, die auch in Nils Liebes Gedankengang aufgetaucht war, naturgemäß, und die er als banal verworfen hatte. So konnte er sich jetzt freuen, dass Sanela sie stellte. Seit wann diese Schadenfreude, die dem Bedürfnis entsprang, sich überlegen zu fühlen? Seit wann das Bedürfnis?

«Ich weiß nicht, ob man. Ich jedenfalls habe diese Entscheidung getroffen.»

«Und darf man nach dem Grund fragen? Der Entscheidung werden sicher wohlüberlegte Argumente vorangegangen sein.»

Da waren sie wieder, die längeren, komplizierteren Sätze.

«Eigentlich nur ein Grund. Es tut mir nicht gut.»

«Aber das ist doch nicht neu.»

«Nein. Die Entscheidung ist es aber.»

«Wann ist denn diese Entscheidung gefallen?»

«Endgültig? Vor ein paar Tagen.»

«Und gab es einen konkreten Anlass dafür?»

Er schweigt. Weil es so banal ist, dass er nicht wüsste, wo er anfangen sollte aufzuzählen.

«Zu viele, um sie aufzuzählen?»

Er schweigt.

«Eine endgültige Entscheidung, nehme ich an?»

«Absolut.»

«Nun ja, muss ich mit leben. Wobei, leben muss ich ja nicht.»

So endet der Dialog. So endet auch die Liebe.

Und ob der Dialog tatsächlich stattgefunden hat oder nur im Kopf von Nils Liebe, ist letztendlich nicht von Bedeutung.

Null

Niels-Tito weiß bereits: Durch null darf man nicht teilen. Daran erinnert er sich, während er gerade den Kopf über die Mathematikhausaufgaben beugt, so tief, dass sein blonder, zu langer Pony beinahe das Heft streift und seine Mutter sich fragen muss, ob der Junge nicht eine Brille braucht. Und wer ihm eine Brille kaufen wird, denn sie sicherlich nicht. Beim Lösen besonders schwieriger Aufgaben kriecht seine Zunge leicht aus dem Mund, der sich dafür einen Spalt weit öffnet, eine Haltung, die ihm peinlich wäre, wäre er sich ihrer bewusst.

Nils Liebe hat ihm in diesem Moment noch nicht erklärt (wird es aber in ein paar Wochen tun), dass jede Division einer Zahl durch null gegen das Permanenzprinzip verstoße. Das Wort Permanenzprinzip wird sich Niels-Tito für immer merken. Das hat weniger mit dem Begriff an sich zu tun als vielmehr mit dem Augenblick, in dem Nils Liebe es ihm erklären wird: Es ist, während die Kiste mit den Gedichten seiner Mutter verbrennt. Die Blätter sind unter triumphierenden Flammen im Nu zu schwarzer Asche zerfallen, die Holzkiste hingegen ließ sich Zeit.

«Glaub mir, ich hab null Bock auf diese Sterbe-geschichte», sagt Sanela ein paar Tage zuvor, und Nils Liebe zieht die Nase kraus, wie angewidert, und wirft ihr einen kritischen, auch erschrockenen Blick zu, der nicht dem Inhalt ihrer Mitteilung gilt, sondern ihrer Wortwahl geschuldet ist. Sanela lacht daraufhin auf eine Art, die Nils Liebe gerne auf Unsicherheit zurückführen würde, aber da sagt sie bereits: «Ich ärgere dich so gerne. Das ist meine Art zu lieben.»

«Auf solche Liebe kann ich verzichten», sagt Nils Liebe nicht.

Nils Liebe weiß selbstverständlich noch viel mehr über die Zahl Null, als er Niels-Tito erzählen wird, während die Kiste mit den Gedichten verbrennt. Er weiß zum Beispiel, dass die Zahl Null mathematisch gesprochen die Kardinalität der leeren Menge darstellt. Er weiß, dass die Null – im Gegensatz zum gängigen Sprachgebrauch – als erste Ordinalzahl gilt. Er weiß außerdem, dass sich die früheste nachweisbare Verwendung der Null in einer Inschrift in Kambodscha vom Anfang des 7. Jahrhunderts nach Christus findet. Nils Liebe weiß eine ganze Menge. Nur, wie er diesen Jungen an die Hand nehmen und von diesem Feuer und nach Hause führen soll, das weiß er nicht.

Nils Liebe. Eins

Nils Liebe schrieb sich ohne «e» und gab seinen Namen auch so an: «Nils ohne «e» und Liebe wie Liebe. Nils Liebe.»

Als Kind hatte ihm das «e» auf eine sehnsüchtige Weise gefehlt, und Liebe hatte er gehasst. Das Lesen und Schreiben hatte er früh gelernt und sich, seit er beides konnte, einen Buchstaben mehr gewünscht, den er hätte malen können. Der Schwung, den man beim «e» erst einmal holen musste, um ihn sogleich abzubremsen, und die Genauigkeit, mit der man diesen Schwung in ein Oval überführte, das war eine Herausforderung, die er außerordentlich genoss. Den geradlinigen Buchstaben in seinem Namen, dem «N», dem «i» und dem «l», mangelte es seiner Ansicht nach an Grazie und Spannkraft. Auch in Schreibschrift.

Er mutmaßte, seine Eltern hatten am «e» gespart. Eine Mutmaßung, die er ihnen gegenüber selbstverständlich niemals in Worte fasste. Seine Eltern sparten gern. Die Vermutung hatte sich ungefähr zum selben Zeitpunkt in seinem Kopf eingenistet, in dem er zu ahnen begann, dass er mit seinen Eltern nicht sprechen konnte. Die Ahnung des Fünfjährigen hatte sich als zutreffend erwiesen.

Und Liebe. Versuch mal, mit einem Namen wie Liebe zur Schule zu gehen und die Schulzeit zu überstehen als der, der du bist. Es war auch ohne Liebe, ohne Liebe im Namen wie im Leben, nicht einfach. In der ersten Klasse übrigens genauso schlimm wie in der siebten. Hass, das hätte ihm gefallen, Nils Hass. Oder: Nils Tod. Liebe war, als Nachname und als Zustand, peinlich und unangenehm gleichermaßen.

Nils ohne «e» also. Und Liebe wie Liebe.

Im Übrigen hatte er auch keine Geschwister.

Diesen Umstand hatten seine Eltern allen Ernstes mit Sparzwang begründet.

«Mami, ich wünsche mir einen Bruder zum Geburtstag.»

«Ach, Nils, mein Schatz, für ein zweites Kind haben Papi und ich leider kein Geld.»

Er erinnerte sich nicht an die Notwendigkeit zu sparen. Sein Vater hatte eine Stelle im Bauamt und wusste Nils' Ansicht nach selbst nicht so genau, was er dort genau täglich von 8 Uhr 30 bis 17 Uhr 30 tat. Er ging jeden Morgen pünktlich um 8 Uhr 10 aus dem Haus, und ebenso pünktlich wurde dreizehnmal im Jahr ein Gehalt überwiesen. Seine Mutter kümmerte sich nach eigener Aussage «um alles», wirkte dabei immerzu überspannt, aber womit sie sich den ganzen lieben Tag lang beschäftigte, hätte Nils Liebe nicht beschreiben können. Sie hatten ein Reihenhäuser wie die, in denen seine Schulkameraden lebten – an Schulfreunde konnte er sich später nicht erinnern –, und die Absenz beider Erinnerungen legte er als Beweis für die Absenz beider Phänomene, der Notwendigkeit zum Sparen wie der Freunde, aus. Es gab Schuhe von und mit Lurchi

und den obligatorischen Urlaub auf einem Campingplatz in Ligurien jedes Jahr. Taschengeld so viel, wie er alt war, sechs Mark ab dem sechsten Geburtstag, sieben ab dem siebten und so weiter, und mit acht hatte er bereits zu protestieren und zu argumentieren begonnen: Die Inflation stieg stetig an, aber sein Taschengeld proportional lediglich zu seinem Alter. Es ging ihm ums Prinzip. Das Thema – seine Eltern, die kein Geld für ein zweites Kind haben wollten, aber welches für eine türkisfarbene Ledercouch hatten – wäre ein spannendes für seinen Psychoanalytiker gewesen, aber Nils ohne «e» Liebe würde niemals einen aufsuchen. Sigmund Freud, C. G. Jung und Noam Chomsky hatte er hingegen gelesen.

Das Einzelkind Nils Liebe war immer einzeln geblieben. Es war ein Grundgefühl. Er konnte sich zum Beispiel später der Hände seiner Mutter auf seinem Rücken entsinnen, wenn er fiebrig im Bett lag, nicht einschlafen konnte und die Wand anstarrte, in der Erinnerung konnte er diese Hände beinahe wieder spüren. Weshalb er sich nicht gern daran erinnerte. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt, um diese Hände ertragen zu können. Er erinnerte sich an Wissen: Er wusste zum Beispiel, warum ihre Hände sich da befanden, was sie ihm mit ihren auf seinem Rücken liegenden Händen vermitteln wollte, wusste um ihre Mutterliebe, und von ihm aus hätte sie es nicht noch unzählige Male in Worte fassen müssen: «Ich bin ja da. Es wird bald besser, mein Schätzchen.» Stattdessen wurde es schlimmer. Diese Liebesgeschichte an sich.

Bücher waren ihm weitaus sympathischer als Menschen. Bücher waren ihm nicht unterlegen. Als er Barthaare zu zählen und zu masturbieren begann, dachte er, dass beides,

das Nicht-Lesen seiner Eltern sowie seine daraus resultierende Bücherliebe, deren Provinzverwurzelung geschuldet sei, die übrigens auch seine Mitschüler und Lehrer im Griff hatte wie eine chronische Krankheit. Er schien als Einziger dagegen immun. Später hatte sich erwiesen, dass die Provinz keine Ursache dafür sein konnte. Nils Liebe hatte herausgefunden, es lag an den Menschen an sich.

Das Gefühl, nicht alleine zu sein, kannte er nicht. Aber auch nicht die Sehnsucht, diesen Zustand zu ändern.

Er las noch ein wenig mehr. Sofern das möglich war. Kämpfte sich durch Robert Musil. Auch durch den zweiten Band mit den ungeordneten Fragmenten. Und dachte beim Mann ohne Eigenschaften ein wenig an sich. Er brauchte die Worte der großen Dichter, um die um ihn herum gesprochenen ertragen zu können.

Das Alleinsein. Es war ein Zustand, sein Zustand, wie Wasser flüssig war, und Eis kalt. Zwischendrin war Sanela. Mit Sanela war Nils Liebe jemand gewesen – jemand anders als er selbst. Er war zu zweit gewesen. Aber das, hatte er auf die unangenehmstmögliche Weise herausgefunden, war wohl ein einseitiges Gefühl.

Sanela war, er konnte und würde es heute noch beschwören, aus dem Nichts aufgetaucht. Er hatte allein im Klassenzimmer gesessen und hatte die Tür angestarrt und wusste deshalb, dass sie nicht hereingekommen sein konnte, durch diese Tür jedenfalls nicht.

Plötzlich war Sanela da, dann war sie genauso plötzlich weg, es hatte überraschend geschmerzt, körperlich auch, aber zum Glück war er eines Tages dem Schmerz entwachsen, wie er auch Kleidern entwuchs: ganz plötzlich, als hätte jemand über Nacht die Hosen gekürzt. Eines Morgens

blitzten seine Knöchel zwischen Schuhen und Hosensaum hervor. Eines Morgens war das Gefühl des Alleinseins, des Seins ohne Sanela, vergangen.

Er lebte dann vor sich hin. Das Leben ging irgendwie weiter.

Sanela. Zwei

Zwei Dinge hatte sie wiederholt über sich gehört, und beide hatte sie nicht einordnen können: «Kriegskind» und «Waisenkind». Sie verstand nur «Kind» und horchte deshalb zu Recht auf, sie meinte, es ging um sie. Den Rest der Konversation verstand sie nicht.

«Waisenkind» klang schöner als «Kriegskind», weicher irgendwie, mit seinem stimmhaften «s». Sie mochte es, wenn sie Waisenkind über sie sagten, eine ganze Weile. Zu ihr sagten sie es nie.

Das Verstehen war abrupt über sie gekommen, wie es mit Sprache eben geschah: Die Sprache überfiel sie, was ihr das Lernen ersparte. An manchen Tagen waren es Worte, die sie plötzlich verstand, von einer Sekunde auf die andere, an anderen Sätze. Eine Werbetafel, eine Zeitungsüberschrift, den Gruß des Busfahrers. Einen Tag wollte sie sich für immer merken: den, an dem sie das Rezept auf der Mirácoli-Packung verstand, Mittwoch, Juli, der 7. Es gefiel ihr, dass man im Deutschen das Datum nach dem Monat setzen durfte und den Wochentag davor, als herrsche man über die Zeit. Sie liebte Mirácoli: Nudeln, Tomatensoße

UND Käse in einer Packung. Wegen solcher Dinge galten die Deutschen als effizient, ganz klar. Wie an jedem anderen Abend hatte sie am 7. Juli das Rezept gelesen, während sie die Nudeln, die Tomatensoße und den Käse, die sie auf der Gabel übereinanderlegte, aber nicht vermischte, in sich hineinschaufelte. An diesem Mittwoch hatte sie das Rezept aber unverhofft und schlagartig verstanden, hatte sogleich den Teller zur Seite geschoben, das eigene Verstehen noch einmal überprüft: Ja, sie begriff, nicht nur die «Minuten», sondern auch die «Zubereitung», das «heiß werden lassen», das «darüber streuen». Woraufhin sie das Datum auf die Verpackung schrieb, diese sorgfältig faltete und in ihren Koffer unter die Kleider legte.

Als sie verstand, was sie mit «Waisenkind» meinten, schnitt sie sich die Haare ab.

Es war kein großer Verlust. Die Farbe war ein Dazwischen, das sich irgendwo zwischen blond, braun und farblos tummelte, und die Haare hingen irgendwie herum und herunter, genauso halbherzig, wie sie sich eben nicht die Mühe machten, eine richtige, existierende Farbe zu generieren. Sie hatten bis zu diesem Tag eine Aufgabe zu erfüllen gehabt, was sie lustlos, aber dennoch erledigt hatten: Ihre Ohren zu verdecken. «Dumbo», hatten die anderen Kinder gerufen, auch im Kindergarten schon.

«Ja! Ich bin Dumbo und kann fliegen!», hatte sie erwidert, aber sich schon beim nächsten Mal nicht mehr die Mühe gemacht, den Mund für eine Reaktion zu öffnen.

Sie versuchte, die Schere beim Schneiden schräg zu halten, wie es ihre Tetka Marija tat, wenn sie Tetak Ivan die Haare schnitt. Wozu das wohl gut war? Sie begann links und schnitt direkt über dem linken Dumbo-Ohr. Die lan-

gen, willenlosen Strähnen fielen mit mehr Energie auf den Boden und in ihren Schoß, als sie bis dahin an den Tag gelegt hatten.

Eine Strähne ließ sie hängen, rechts. Eine, die ihr weiterhin bis über die Schulter reichte. Oben war ein Durcheinander entstanden, ein Vogelnest, das keine Geborgenheit bot, sondern soeben von einem größeren Raubvogel verwüetet worden war. Sanela war außerordentlich zufrieden, als sie die Schere zurück in die Küchenschublade legte. Zu den Messern.

Die deutschen Kinder sagten nicht «Dumbo». Sie überlegte: War es Höflichkeit? Sie wischte die Vermutung beiseite. Die Deutschen doch nicht. Auch nicht deren Kinder.

«Haben wir nicht genug Probleme? Brauchen wir auch noch das?», rief Tetka Marija in ihrer melodramatisch klingenden und genauso gemeinten Art und zeigte mit ihrem fetten Zeigefinger von oben herab auf Sanelas Kopf.

«Lass sie», erwiderte Tetak Ivan, was er meist erwiderte, aber selten passte es thematisch so gut wie an dem Abend jenes Tages, an dem sie «Waisenkind» verstand. Wobei sie sich nicht sicher war, ob Tetak Ivan die Veränderung auf ihrem Kopf überhaupt registriert hatte.

Eines der Kinder aus der Klasse, ein dickliches Mädchen mit rötlichen Haaren und mehr Sommersprossen auf der Nase als Nils, fragte: «Gefällt dir das gut mit der einzelnen Strähne, die herunterhängt?»

«Ja.»

Sie beantwortete alle Fragen mit «Ja», seit ihre quantitativ nicht umfangreiche, aber qualitativ fehlerfreie Studie ergeben hatte, dass die Menschen mehr Nachfragen stellten, wenn man ihre Fragen mit «Nein» beantwortete.

«Aha. Und das Gute ist auch: Wenn sie dir irgendwann nicht mehr gefällt, kannst du sie einfach selber abschneiden. Musst nicht einmal zum Friseur.» Das rothaarige Mädchen hatte bestätigend und sehr zufrieden mit der eigenen Schlussfolgerung genickt, bevor sie sich wieder nach vorne zur Tafel umgedreht hatte.

«Margarine» als Schimpfwort war in mehrfacher Weise erniedrigender als «Dumbo». «Backfett» sagten sie auch. Das blöde Deutsch reichte ihr leider noch nicht aus, um angemessen zu kontern. Es galt, das Erlernen der Sprache zu beschleunigen.

Seit sie in Deutschland war, stellte Sanela überrascht fest, dass es manchmal besser war, nicht zu wissen und nicht zu verstehen. Das wunderte sie, weil sie, seit sie denken konnte, schon immer wissen, begreifen und lernen wollte. Ihre Großmutter hatte sich ihrer geschämt: Im Dorf las man nicht. Die Haare waren nun weg, und das Verlangen, zu wissen und zu verstehen, war ebenfalls dabei, zu verschwinden.

Sie hatte auch die Sache mit der Margarine ein paar Tage lang nicht begriffen, obwohl sie den Begriff «Margarine» verstand. Margarin, in ihrer Sprache. Warum sich deutsche Kinder wohl für Margarine interessierten, warum sie in ihre Richtung blickten, wenn sie das Wort sagten? Aber die deutschen Kinder sammelten auch Plastikpüppchen mit neonbunten Haaren. Sanela musste nicht alles auf einmal verstehen.

Nils erklärte es ihr.

«Nimm dir das nicht zu Herzen», er nickte in Richtung der Jungen, die «Margarine» gerufen hatten. «Das sind kreteni.» Sie sorgte sich inzwischen, Nils könnte Serbo-

kroatisch schneller lernen als sie Deutsch, was nicht nur beschämend für sie gewesen wäre, sondern auch ihm nichts nutzte. Sie hatte gehört, Serbokroatisch gebe es nicht mehr, dafür Serbisch, Kroatisch und Bosnisch. Was aber Unsinn war. Weil sie es sprach, und Tetka Marija und Tetak Ivan doch auch.

Nimm dir das nicht zu Herzen, hatte er gesagt. Die Sache mit dem Herzen verstand sie auch nicht, weshalb sie fragte: «Wo ich Herzen nehmen?»

Nils lächelte dieses Lächeln, das sie schon kannte, das er immer lächelte, wenn er nicht weiterwusste, als sei es seine Schuld, dass sie ihn nicht verstand. Er ließ dem Lächeln keinen Vortrag folgen, weil er da schon eingesehen hatte, dass Vorträge sie verunsicherten. Wenn einzelne Worte schon die Macht dazu hatten. Nils Liebe lernte, mit Sanela zu sein.

«Morgen», sagte er.

Morgen brachte Nils die Plastikpackung mit, eine leere. Sanela. Liebe ist Backen. Die Margarine schrieb man mit zwei «l».

Nils hatte recht. Die Deutschen und die Jungen in ihrer Klasse waren ausgesprochene kreteni, bis auf ihn.

Nils war es natürlich auch, der ihr das Wort Krieg erklärte. Er war dazu übergegangen, weniger zu sprechen und stattdessen mehr zu zeichnen und ihr Gegenstände zu zeigen.

Sie hörten «Kriegskind», er sagte «Morgen», und am nächsten Tag brachte er winzig kleine Zinnsoldaten mit. Sie hatte auch welche gehabt, früher. Er stellte sie auf, zwei Armeen mit jeweils vier Kanonen, sechs Kavalleristen und gut zwanzig Artilleristen. Einer hielt die Tricolore.

«Napoleon?», fragte sie.

Nils schien beeindruckt. «Ja. Und das ist Krieg. Guck, wenn sie miteinander kämpfen. So.» Er ließ zwei Kavalleristen vorrücken. Sie nahm eine der gegnerischen Kanonen in die Finger. Sie spielten Krieg, bis es zur Mathematikstunde klingelte. Die Frau mit dem langen Namen, der durch einen Strich unterbrochen wurde, unterrichtete das Fach, und sie betrat das Klassenzimmer bei diesem Klingeln mit entschlossenem, strengem Schritt, weshalb sie die Soldaten schnell unter die Bank räumten. Der Krieg zu Hause war mit Napoleon übrigens nur schwer vergleichbar.

Kriegskind. Waisenkind. Na, wenn sie meinten.